



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Hermann der Cherusker und sein Denkmal

Bäte, Ludwig

Detmold, 1925

Die weltgeschichtliche Bedeutung der Varusschlacht / Von Professor Dr.
Fedor Schneider

urn:nbn:de:hbz:466:1-8746

DIE WELTGESCHICHTLICHE
BEDEUTUNG DER VARUSSCHLACHT
VON PROF. DR. FEDOR SCHNEIDER

Die Schlacht im Teutoburger Walde ist eine jener gewaltigen kriegerischen Entscheidungen, die das Antlitz der Welt, die Geschicke der Völker verändert haben. Nicht als ob auf dem blinden Zufall militärischer Erfolge die ganze Weltgeschichte beruhe, wie einst eine oberflächliche, längst veraltete Geschichtsauffassung zu glauben schien. Wenn jedoch modernste Reformideen, in den schimmernden Mantel von Schlagworten wie Geistesgeschichte oder Kultur, Evolution und dergleichen ihre Dürftigkeit hüllend und bergend, die konkreten Tatsachen — wie Schlachten, Bündnisse, Friedensverträge — und damit den festen Kern alles gesellschaftlichen und historischen Lebens, den Staat, am liebsten ganz übersehen möchten, so verlieren sie den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen und geraten in die lustige Nebelwelt der Phrase. Unter dem Druck des Versailler Diktatfriedens sollte man logisch denkenden Deutschen das nicht mehr zu predigen brauchen. Wer für positive, von den Ereignissen ausgehende Geschichtsforschung eintritt, ist dabei weit entfernt, das große historische Gesetz der Kraft und Entwicklung zu verkennen; hat doch schon der Altmeister aller Geschichtsforschung, Leopold Ranke, die immanenten, nach Entwicklung strebenden Kräfte innerhalb des staatlichen Lebens mit dem feinsten Verständnis in ihrer Wirksamkeit immer und immer wieder geschildert. „Ich weiß nicht,“ so bekennt er wohl einmal, „ob man mit Recht so viel von gemachten Fehlern, versäumten Gelegenheiten, eingetretenen Vernachlässigungen reden darf, wie es geschieht. Alles entwickelt sich über die Köpfe der Beteiligten hin mit einer Notwendigkeit, welche etwas Unvermeidliches, wie ein Fatum in sich trägt.“ (Hardenberg und die Geschichte des preussischen Staates von 1793 — 1813, Bd. II, S. W. Bd. XLVII S. 145.)

An sich und rein äußerlich gesehen, stellt sich die Varusschlacht als die erste große Katastrophe des ersten stehenden Heeres und zugleich der größten Militärmacht der Weltgeschichte dar. Von ihrer Wirkung auf Staat und Dynastie wird noch die Rede sein. Zu ihrem Eintreten wirkten jene Fehler, Versäumnisse, Nachlässigkeiten, von denen Ranke spricht, in weitem Ausmaß mit. Sie lagen in den

politischen Verhältnissen wie in der Persönlichkeit des römischen Heerführers. Man kennt die glänzende Charakteristik, die Mommsen von Varus entwirft. Ein Mann aus der Familie und Umgebung seines Kaisers, von fürstlichem Vermögen und fürstlicher Hoffahrt, aber auch von tragem Körper und stumpfem Geist, ohne jede militärische Begabung und Erfahrung.

Schuld der herkömmlichen Tradition der Provinzialverwaltung, die der neue Kaiser Augustus von der Republik übernommen hatte, war es, wenn Varus Militärbefehlshaber und Zivilstatthalter in einer Person war. Was dem Genie eines Cäsar selbstverständlich gewesen war, beide Bereiche mit gleicher Sicherheit zu umfassen, das versagte dem Höfling von Durchschnittsmaß sein Genie: „er trug“, sagt Mommsen boshaft, „die Feldherrnschärpe nach dem Muster Ciceros“. In der Verwaltung gab er sich ebenso verhängnisvolle Blößen wie in der Kriegsführung. Jedes völkerpsychologischen Empfindens bar, glaubte er den freien Germanen jenes System römischer Provinzialverwaltung mit all seinen Bedrückungen, Erpressungen und kleinen Plackereien aufzwingen zu können, das er die Syrer mit leidender Geduld hatte tragen sehen, weil diese durch ein halbes Jahrtausend des schlimmen Absolutismus stumpf und müde geworden waren. Varus sah nicht, wie die Erbitterung unter seinen Augen answoll; als die Empörung losbrach, vernichtete sie ihn mit seinen drei Legionen (etwa 20 000 Mann). An sich weder ein unbegreiflicher noch ein unersehlicher Verlust, den des Feldherrn Unfähigkeit verschuldete; diesen und nicht das Schicksal hat der Kaiser, dessen eifige Ruhe bei der Hiobsbotschaft bitterer Schmerz überwältigte, für seine Legionen verantwortlich gemacht. „Ein Unglücksfall,“ urteilt Mommsen mit Recht, „wie ungeschickte Korpsführer sie von Zeit zu Zeit für jeden Staat herbeiführen.“ Rom hatte schlimmere Tage ungebeugt überstanden. Ein Cannae war es nicht.

So konnten weder die gemachten Fehler, noch ihre Auswirkungen eine volle Erklärung der Varuskatastrophe geben. Nicht der Verlust dieser Armee gab der großen Politik einer klug regierten Weltmacht die endgültige Wendung nach rückwärts. Wir können nur das Urteil wiederholen, das Mommsen mit lapidarer Kürze zusammenfaßt: „Die Varusschlacht ist ein Rätsel, nicht militärisch, aber politisch, nicht in ihrem Verlauf, aber in ihren Folgen.“

Haben so nicht Zufälligkeiten des Augenblicks über Deutsche und Römer ent-

schieden, so wird mancher, der Mode von heute folgend, sich fragen, ob etwa der Geist eines sinnlos und zwecklos erobernden Imperialismus den Zusammenbruch nicht nur eines stolzen Heeres, nein auch einer wohlwogeneren Politik verschuldet hat. Es klingt so einfach, so einleuchtend: die zu weit vorgetriebenen Kräfte haben eben schließlich doch einmal eine Schranke gefunden, die sie nicht überrennen konnten.

Diese Ansicht ist nicht falsch, aber flach. Gewiß ist jede historische Entwicklung eine Auseinandersetzung mehrerer Kräfte. Aber diese bewegen sich nicht willkürlich, sondern nach jenem Worte Rankes „mit einer Notwendigkeit, welche . . . wie ein Fatum in sich trägt“. So auch die römische Politik. Freilich, gerade den Römern hat man immer und fast allgemein zugetraut, daß sie von blinder, zweckloser Eroberungsgier befallen gewesen seien. Als die kaum geborene französische Republik zu Anfang der Revolutionskriege, bald nach der Kanonade von Valmy, vor der Frage stand, wie man eroberte Gebiete behandeln sollte, da hat am 24. Oktober 1792 ein Girondist dem Konvent zugerufen: „Ihr wollt nicht wie die Römer die Sieger der Erde, sondern die Wohltäter der Menschheit sein.“ Und als die Franzosen bald unter jakobinischem Einfluß von Gegnern des Imperialismus zu dessen ausgesprochensten Trägern wurden, bekannten sie sich mit Stolz als Erben der Römer.

Mit Unrecht. Nicht grundsätzlich haben diese, um zu erobern, erobert. Gerade in Roms Geschichte läßt sich die innere Logik der Entwicklung verfolgen. Von der Einigung Italiens schritt es gezwungen zum Ringen auf Tod und Leben mit den Gegnern des neugebildeten Großstaates, den alten, anerkannten Reichen an der Süd- und Ostküste des Mittelmeeres. Gezwungen ergriff man von ihnen Besitz. Spanien ward als karthagische Kolonie oder Interessensphäre erworben, Südgallien, die heutige Provence, als Landbrücke nach der Pyrenäenhalbinsel. Damit war Rom zur beherrschenden Mittelmeermacht geworden. Weiter ist bekannt, wie Cäsar als Statthalter der südgallischen Provinz, die von den freien Galliern gefährdet war, zum Schutze des römischen Besitzstandes die Unterwerfung ganz Galliens in Angriff nahm, wie er dabei unerwartet auf Ariovists Germanen stieß. Germanen waren seit dem furchtbaren Schrecken der Cimbern und Teutonen dem römischen Volke unvergessen. Damals war in Marius ein Retter des Vaterlandes erstanden. Und Cäsar war der politische Erbe — nicht etwa bloß der Nachäffer — des Marius: wie im Innern, auf dem Wege zur

demokratischen Monarchie, so in der Außenpolitik. Es ist die große Linie einer genialen politischen Konzeption, wenn Cäsar gerade durch das Zusammentreffen mit den gewaltigen Schwendenhäufen des Ariovist mitten im gallischen Lande, nicht allzu weit von den Grenzen des Römerstaates, durch das unaufhaltsame Herüberfluten dieser und anderer Germanenvölker über den Rhein zur Präzisierung seines außenpolitischen Programmes veranlaßt wurde. Bis zu dem Strom, der die „natürliche“ Grenze zwischen Galliern und Germanen zu bilden schien, schob er die Herrschaft der römischen Adler vor. Es galt, das Herz des Reiches, Italien und Rom selbst, gegen Einfälle über die Alpenpässe zu sichern. Nur wenn dies Ziel erreicht war, hatte die zukünftige Weltmonarchie ihre Daseinsberechtigung erwiesen und sich den Anspruch auf die Sympathie des Volkes erworben; erst dann war sie mehr als bloß faktische Macht: Idee.

Als dann der Neffe Cäsars, Augustus, mit ruhiger, feiner Hand auf den Wegen des großen Oheims die Gründung der Monarchie vollendet, führt er auch den außenpolitischen Grundgedanken des Systems, das Sicherungswerk Italiens, durch. Die Alpenpässe und die sie beherrschenden wilden Bergstämme, Illyrier, Rhäter, Kelten, kommen unter die Kontrolle der Römer. Hier besonders war es das politische Testament Cäsars, das Augustus vollbrachte: scheinbar aus freiem Antrieb, ohne augenblicklichen dringenden Anlaß vollführte seine Regierung militärische und politische Unternehmungen, die im Grunde für die Konstruktion des Mittelmeerreiches unerläßlich waren.

Denn dieses war das Erbe, das die Monarchie von der Republik übernahm; dieses konnte Augustus nicht aufgeben, ebenso wenig, wie Napoleon I. die Rheingrenze. Die weltpolitische Lage hatte es bedingt, daß Rom, indem es Italien unter seiner Führung einigte, gleichzeitig die Rivalen am Mittelmeer hatte niederkämpfen müssen. Man kann weitergehen und sich fragen, ob überhaupt aus geopolitischen Gründen jemals ein national geeinigtes, selbständiges Italien auf die Herrschaft über das Mittelmeer wird verzichten können. Um Herr des Weltreiches zu sein, mußte Augustus materiell und ideell dessen Mittelpunkt Italien und Rom unaufhörlich an sich fetten. Und Herr im eigenen Hause war er erst dann, wenn er die Alpenmauer, Italiens strategische Grenze, mit ihrem nördlichen Glacis militärisch besetzte.

„L'empire, c'est la paix“: ein berühmtes geflügeltes Wort, das von einem

modernen Talmi-Imperator stammt. Für den ersten Imperator der Römer jedenfalls liegt in dieser Idee die Summe des politischen Programms der demokratischen Monarchie. Sie mußte friedlich, sie mußte Eroberungskriegen abgeneigt sein; sie ist es geblieben. Der kluge Mann, der sie schuf, war sich der schweren, verantwortungsvollen Aufgabe bewußt, die Grenzen so abzustechen, daß das neugegründete stehende Heer strategisch in der Lage war, den im Imperium vereinten Kulturgebieten Frieden und ruhige wirtschaftliche Entwicklung zu verbürgen. Man weiß, im ganzen ist dies hohe, dies höchste Ziel des Staates erreicht worden. Es ist eins der schönsten Bilder aus der ganzen Weltgeschichte: das Kulturreich, das in Jahrhunderten des Friedens Südwesteuropa romanisierte. Sein Werk ist jener staunenswerte Kulturfortschritt, die Schaffung des Orbis Romanus, der alle Kultur umschloß, jenseits von dessen Grenzen alle Kultur aufhörte.

Wie aber mußten für die Zwecke des Kulturreiches die Grenzen abgesteckt sein? Über die Alpen kam man an die obere Donau. Die Politik Roms an der Donaugrenze ist großen Schwankungen unterworfen gewesen; erst die praktische Erfahrung lehrte, wie weit man vorgehen mußte und konnte. Aber davon soll hier nicht die Rede sein. Auch die berühmten Operationen des Drusus und Tiberius auf dem rechten Rheinufer sind nur als unentbehrliches Glied des Programms zu verstehen, das Augustus seiner Reichsgründungspolitik zugrunde gelegt hatte. Bald zeigte sich, daß die Römer ebensowenig wie vordem die Gallier imstande waren, den heranbrausenden Massen der Germanen den Übergang über den Rhein zu versperren.

Es ist zweifelhaft, ob Flüsse überhaupt geographische Schranken zwischen Völkern bedeuten können; daß unser Rhein jemals Völkerscheide in dem Sinne gewesen sei, wie es die Verfechter der Theorie der „natürlichen“ Grenzen behaupten, das hat Aloys Schulte in einem bekannten Buche widerlegt. Und schon Mommsen wies darauf hin, daß der Rhein in der Zeit des Augustus keine solche Völkerscheide gewesen ist. Im Norden und am Mittelrhein hatten sich Germanen bereits auf dem linken Flußufer festgesetzt; in Süddeutschland hatten noch kurz vor Cäsar Kelten gesessen. Überhaupt war das politische Leben der Lande weithin an beiden Ufern des Rheins viele Jahrhunderte vor und nach Augustus von einer großen Bewegung beherrscht, dem Drang der Germanen nach West und Süd. Sie trieben die Kelten vor sich her und unterwarfen sie. Es war eine ungeheure

Völkerwanderung, von der jener Zeitraum, dem man technisch diesen Namen zu geben pflegt, nur der letzte Akt ist, ebenso wie frühere durch den Zug der Cimbern und Teutonen, den des Ariovist und so manche andere dargestellt werden. Solche Episoden der großen germanischen Wanderung setzten sich während der Bürgerkriege nach Cäsars Ermordung periodisch fort, ohne daß Rom in seinen inneren Wirren systematisch die Abwehr hätte organisieren können. Bei einer solchen Gelegenheit war der Legat Lollius im Jahre 16 v. Chr. geschlagen worden; seine Legion hatte ihren Adler verloren.

Gallien, das als Erbe Cäsars den Gründern der Monarchie besonders am Herzen lag, war fort und fort in Gefahr; seine unruhigen Bewohner konnten nicht an die neue Herrschaft gewöhnt, seine wirtschaftlichen Schätze nicht ausgebeutet werden, wurde nicht diesem unerträglichen Zustande ein Ende gemacht und eine strategische Ostgrenze geschaffen. Cäsar hatte sie an den Rhein gesetzt; die Erfahrung zeigte, daß diese Front schlecht haltbar war. Man mußte sie vorschieben. Das ist die Idee jener Expeditionen der Stieföhne des Augustus. Auch die berühmten Kriegszüge des Drusus sind im Rahmen des Ganzen nur strategische Defensiv großem Stils, offensiv geführt, weil der Nachbar nur durch eine bessere militärische Grenze zur Achtung des Friedens gezwungen werden konnte. Drusus hat die römischen Legionen zum ersten Mal bis an die Elbe geführt. Als er zwischen Saale und Weser sein Ende fand, vollführte sein Bruder Tiberius die Unterwerfung sämtlicher germanischen Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe. Bis zur Elbe wurde die Reichsgrenze vorgeschoben.

Ein stolzes Werk, das sich mit den berühmten Waffenerfolgen des Cäsar messen konnte. Cäsar hatte Gallien zur Provinz gemacht, Augustus wollte Germanien dazu machen. Die Grenzstellung an der Elbe, die sich in ihrem Oberlauf der mittleren Donau nähert, bedeutet gegenüber der Rheinlinie von der Mündung bis zum Basler Knie, wie sie Cäsar besetzt hatte, und der sich anschließenden Donaufront eine erhebliche Verkürzung und Verbesserung. Überdies und vor allem hatte eine so weit hinausgeschobene Grenze jenes strategische Ergebnis, das die Rhein- (und Donau-) Linie nicht gewährleisten konnte: die Sicherung Galliens und mittelbar Italiens gegen feindlichen Überfall. Auch hatte die feine Politik der Römer für friedliche Nachbarschaft im Osten Sorge getragen. Dort saßen, wenn man von der Elbmündung absieht, wesentlich skewische Völkerschaften,

stammverwandt mit jenen in Süddeutschland, aus denen Ariovist hervorgegangen war. Die Hauptmasse der Süddeutschen hatte Marbod, der in Rom die Macht und Organisation des Imperiums kennen gelernt hatte, vom oberen Main hinweg in den böhmischen Kessel geführt; dort gründete er sein Markomannenreich in freundlichen Beziehungen zu den Römern. In enger oder looserer Verbindung mit ihm standen jene Völkerschaften östlich der mittleren Elbe. Die Elblinie, logisch durchgeführt, hätte freilich die Besetzung des böhmischen Kessels durch Rom verlangt; bis zur Moldau (Königsstein—Linz), vielleicht bis zur March und an die Weißen Karpathen wäre die strategische Defensive aus geopolitischen Gründen fortgerissen worden. Und in der Tat hat Rom den Versuch gemacht, auch das Markomannenreich zu überwältigen. Aber auch nachdem dieses Maximalprogramm an der Gesamtheit der politischen Kombinationen gescheitert war, besaß das Imperium doch immerhin noch in der Linie vom Erzgebirge bis zum Fichtelgebirge und in dem rechtwinklig anschließenden Wall des Böhmerwaldes eine haltbare Schanze gegen Marbods Markomannenreich. Die Staatsklugheit dieses ersten näher bekannten Germanenkönigs vermied es, die Römer herauszufordern und auf sich zu ziehen, wenn auch die Erschütterung ihrer Stellung in Germanien in seinem Interesse lag. Vielleicht hätte sein Reich auf die Dauer nicht selbständig außerhalb des Imperiums bleiben können, hätte dieses die Elbgrenze gehalten: deren Verlust bewahrte zwar nicht Marbod, doch sein Reich vor der Vernichtung.

Das neueroberte Land bis zur Elbe sollte also eine Provinz wie Gallien werden. Bei fortschreitender Befestigung des römischen Regiments in Innerdeutschland wäre wohl das Grenzheer mit der Zeit an die Weser oder Elbe vorgeschoben worden. Daß so starke Truppenkörper so weit wie möglich von der Hauptstadt entfernt würden, lag auch im Interesse der Monarchie; der Druck, den politischer Ehrgeiz der Heerführer auf sie üben konnte, wäre durch die Entfernung paralytisiert worden. Eine Elbarmee hätte in die inneren Kämpfe der Generale um die Zentralgewalt, z. B. beim Sturz der Claudischen Dynastie, nicht wie die Rheinarmee eingreifen können. Die Provinz Germanien ist noch nicht fertig gewesen, als die Varuskatastrophe den hochfliegenden Plänen des Herrscherhauses ein Ziel setzte. Noch blieb das Grenzheer am Rhein, an dessen beiden Ufern Militärstraßen mit Kastellen liefen. Vorgeschoebene befestigte Brückenköpfe sicherten die

Front, die mit der Etappe und dem Hinterland durch rückwärtige Straßen verbunden war. So konnte das fast gänzlich von Garnisonen entblößte Gallien ebenfalls von der Rheinarmee in Ordnung gehalten werden; die Rheinlinie bildete immer noch die militärische Grenze, die Elblinie einstweilen nur die politische. Aber auch wenn man die Grenzverteidigung an die Elbe oder Weser verlegte, wäre aus Rücksicht auf Gallien eine Rheinarmee nicht zu entbehren gewesen. Neben dieser noch eine Elbarmee zu schaffen und zu halten, überstieg im Augenblick die militärischen und finanziellen Hilfskräfte des Staates. Bis auf Varus war das Kommando des Rheinheeres, das aus mindestens fünf Legionen bestand, ungeteilt. Die wichtigsten Garnisonen lagen auf dem linken Rheinufer: das „alte Lager“ *Castra vetera* (Birken bei Xanten) war das Hauptquartier, von dem aus Drusus seine Feldzüge unternahm; dazu kam dessen Neugründung Mainz. Nur äußerlich im Zusammenhang mit dem System der Rheinlinie stand das Legionslager Windisch am Basler Rheinknie; Straßburg ist jünger.

Auch in der administrativen Organisation der Provinz waren kaum die ersten Schritte getan, als der Zusammenbruch erfolgte. Bereits übte der Heerführer, der zugleich Statthalter war, die gewohnte provinzielle Rechtspflege. Das Verfahren, dem die Deutschen unterworfen wurden, fand in lateinischer Sprache statt; die Sachwalter spielten dabei die gleiche üble Rolle wie in den alten Provinzen. Wie die gallischen Völkerschaften, so sollten zweifellos auch die germanischen als Verwaltungseinheiten in der Gauverfassung organisiert werden. Sie wäre auch hier ein Übergangsstadium zu der Städteverfassung gewesen, dem Ideal der damaligen Kulturmenscheit am Mittelmeer.

Von diesen Plänen blieb nach der Katastrophe nur ein Torso, kaum mehr als eine dunkle Erinnerung im Namen und in der Zwitterstellung der beiden späteren Provinzen Ober- und Niedergermanien. Sie entstanden durch die Zusammenfassung einiger linksrheinischer germanischer Gaue mit dem Landstrich, den man auf dem rechten Ufer hielt, und bildeten eigentlich in der Hauptsache einen Bestandteil der Provinz *Gallia Belgica*; aber solange Heere in ihnen standen, kam nach römischem Recht deren Befehlshabern auch die Zivilverwaltung zu. Die nach der Varusschlacht auf acht Legionen verstärkte Rheinarmee zerfiel nunmehr in zwei selbständige Kommandos, das niedergermanische in *Castra vetera* und das obergermanische in Mainz. Das waren nur farge Reste einer Provinz, auch

nachdem die Flavische Dynastie das Knie der Rhein-Donaulinie durch den Limes abgerundet und damit die Front wesentlich verkürzt hatte. Nur 20 Jahre hatte es die Anfänge einer Provinz Germanien gegeben; das ganze gewaltige Gebiet von dem vorgeschobenen Punkt des Limes, der Wetterau, bis zur Elbe hatte sich befreit. Die Rücknahme der römischen Ostfront ist eine Maßregel von welt-historischer Bedeutung. Das Weltreich trat den Rückzug vor den Germanen an. Den ersten Rückzug, in dem sich die Rückbildung des Weltreiches, wenn auch noch so schwach, ankündigte. Man hat die einzelnen Rückzugstellungen ausgebaut — hierher gehört der Limes — und in bewundernswerten Defensivkämpfen zum Teil durch Jahrhunderte gegen den nachdrängenden Feind verteidigt.

Das Ende ist doch gewesen, daß dem weströmischen Reiche die Rheinlinie und damit Gallien verloren ging; daraus folgte der Untergang des Imperiums. An die Stelle der Cäsaren trat in Italien selbst der Germanenkönig Odoakar. Damit war das Verhängnis über die Römer hereingebrochen, das der Gründer der Monarchie immer für sie befürchtet und mit ungeheurer Kraftanspannung durch die offensiv geführte Defensivstrategie nördlich der Alpen fernzuhalten unternommen hatte. Und nicht nur die Monarchie brach darunter zusammen, nicht nur die Herrschaft des römischen Volkes: nein, auch seine Freiheit. Logisch und einsichtsvoll zog Odoakar zunächst die Folgerung aus der veränderten Lage an der natürlichen Grenze Italiens, indem er auch die politische an diese zurücknahm und die Provinzialen aus Noricum in ihr italienisches Heimatland abtransportierte. Da war man denn — um 500 n. Chr. — auf dem Rückmarsch etwa wieder an dem Punkte angelangt, den man erstmalig nach dem ersten Punischen Kriege — um 250 v. Chr. — erreicht hatte. Aber Augustus hatte schon die richtige Intuition gehabt, als er es für nötig hielt, noch über den Rhein vorzugehen. Nun hielt auch die Alpenlinie nicht, auch die Einigung Italiens, das erste große Ergebnis römischer Staatskunst, ging verloren. Die Halbinsel fiel mit der Zeit in jene staatliche Zersplitterung zurück, die Rom älteste Jahrhunderte gesehen hatten; erst das neunzehnte Jahrhundert stellte den Zustand von 250 v. Chr. wieder her.

Es ist das große Verdienst Theodor Mommsens, die welthistorische Bedeutung der Varusschlacht scharf und weitblickend herausgearbeitet zu haben. Freilich: eine Reihe kleinerer Geister von der Art, der es nicht gegeben ist, über den Einzel-

punkt hinausschauend die große Linie der Entwicklung im Auge zu behalten, haben an den Forschungsergebnissen unseres großen Meisters rütteln wollen. Man sei, so sagen sie etwa, vor der Katastrophe nicht so weit gewesen, daß von einer Provinz Germanien gesprochen werden dürfe, und habe nach ihr auch wahrscheinlich nicht sofort auf das politische Ziel der Elbgrenze verzichtet. Da auf mehrere neuere Darstellungen, auch in französischer Sprache, solche Ansichten abgefärbt haben, indem es etwa kurz heißt, die Varusschlacht bedeute in Wahrheit viel weniger, als früher behauptet worden sei, müssen wir hier solche Einwände kurz berühren.

Daß die Provinzialverfassung nicht durchgeführt worden ist, hat Mommsen ausdrücklich betont. Deswegen darf man doch nicht an dem Bestehen eines Programms von solcher Ausdehnung zweifeln. Wichtig ist auch wiederum, daß nicht sofort auf die Elbgrenze verzichtet worden ist. Aber im Rahmen der großen weltgeschichtlichen Entwicklung ist es nur eine ganz unerhebliche Nuance, wenn man statt der Varusschlacht die Abberufung des Germanicus durch Tiberius als die entscheidende Wendung ausgibt und diesen statt Augustus für die Preisgabe des weiteren Programms verantwortlich macht. Denn alle andern Folgerungen würden dabei bestehen bleiben; aber eine solche Geschichtsschreibung würde am Außerlichen kleben und die Entscheidung selbst mit deren Hervortreten nach außen, ihrer Auswirkung verwechseln. Entscheidend war nicht, daß der vorsichtige und allem Risiko abholde Tiberius das große Programm liquidierte; das war nur die Konsequenz aus der Tatsache, daß es Germanicus trotz schwerster Opfer nicht gelungen war, den Mißerfolg des Varus wett zu machen. Erst als der Siegeswille der Römer gebrochen war, hat sich die Waffenentscheidung im Teutoburger Wald zu politischen Folgen ausgewirkt.

Ob also schon Augustus oder erst Tiberius auf die Politik der „strategischen Grenzen“ in Germanien verzichtete, wird man als nebensächlich übergehen dürfen. Augustus sagt in seinem sogenannten Rechenschaftsbericht, er habe das Land bis zur Elbmündung befriedet. Mommsen meint, diese Worte seien vor der Varusschlacht geschrieben, andere, sie spiegelten eben den Zustand nach ihr wieder, weil sonst der Herrscher statt „bis zur Elbmündung“ hätte sagen müssen: „bis zur Elbe“. Keine der beiden Thesen ist zwingend zu beweisen; doch die Tatsache bleibt bestehen, daß nicht der Abbruch vergeblicher und verlustreicher Versuche, die Lage

wiederherzustellen, über die weitere Geschichte der zunächst wichtigsten deutschen Lande entschied, sondern der Erfolg der Waffen.

Nach der Niederlage des Varus hatte Tiberius selbst, der Kronprinz, zum dritten Male den Oberbefehl über die Rheinarmee übernommen. In seiner zögernden Art vermied er unberechenbare Wagnisse und zog seiner Wirksamkeit enge Schranken. Erst sein Neffe Germanicus, der ihm im Jahre 13 n. Chr. im Kommando folgte und von ihm auch nach dem Thronwechsel zunächst belassen wurde, dachte anders. Dem Sohn des ruhmreichen Drusus, dem jungen, feurigen Prinzen mußte in erster Linie die Aufgabe vorschweben, die Schmach zu rächen, zugleich mit der Waffenehre auch das Werk seines Vaters herzustellen. In ebenso glorreichen wie verlustreichen Feldzügen drang er wieder bis an die Elbe. Die Ehre der römischen Waffen hat er hergestellt, zwei von den drei verlorenen Adlern zurückgeholt, den gefallenen Kameraden auf dem Schlachtfeld ein Denkmal errichtet. Aber seine Heldentaten zerrannen im Augenblick, nachhaltige Wirkungen auf den Gegner wie die früheren des Drusus haben sie nicht gehabt. Wenn er in der Inschrift seines Siegesdenkmals von der Niederwerfung aller Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe sprach, wenn er nach Rom meldete, er werde im nächsten Jahre die Unterwerfung Germaniens vollenden, wenn er also die volle Herstellung der Lage vor der Varusschlacht offen als sein Ziel erklärte, so war der Kaiser selbst, der alte, umsichtige Realpolitiker, anderer Ansicht über die Möglichkeiten.

Tiberius hatte überhaupt die Kriegführung des jugendlichen Hitzkopfs mehr geschehen lassen als angeordnet oder ausdrücklich gebilligt. Nun prüfte er die Ergebnisse, verglich die Aussichten mit den gebrachten Opfern und fand ein schreiendes Mißverhältnis. Dem erfahrenen Politiker mochte es klarer als dem jungen Feldherrn vor Augen stehen, daß die ihm aus langjähriger Praxis wohlbekannten Verhältnisse Germaniens sich infolge des Sieges der Germanen rein stimmungsmäßig von Grund aus verändert hatten. Nun reichten nämlich auch die kriegerischen Erfolge ersten Ranges nicht mehr hin, den Siegeswillen des Gegners, seinen Unabhängigkeitsgeist zu brechen. Der Mut der Gegner war gewachsen, ihre Erfahrung verstärkt, ihre Organisation verbessert. Ein Vordringen der Römer, das hatten die letzten Feldzüge gezeigt, war nicht mehr zugleich die Unterwerfung der Feinde. Und so bedeutete die Abberufung des Germanicus im

Jahre 17 n. Chr. trotz der überaus ehrenvollen Formen, in die sie wohl nicht nur im Hinblick auf die Volkstümlichkeit dieses Lieblings der Nation gekleidet war, doch eine Desavouierung seiner politischen Ziele, den Verzicht auf die Provinz Germanien im ursprünglichen Sinne, die Auswirkung des militärischen Misserfolges der Varusschlacht zu endgültigen politischen Entschlüssen.

Kein späterer römischer General ist wieder die Wege des Drusus und Germanicus gewandelt. Als im Jahre 47 n. Chr. Domitius Corbulo über die Ems gehen und in das Land der Cherusker vordringen wollte, erhielt er nicht nur Gegenbefehl von der Regierung, nein, Kaiser Claudius zog nun die Truppen vollständig auch über den Unterrhein zurück. Das waren die letzten Konsequenzen der Schlacht im Teutoburger Walde. Rom begnügte sich mit dem Glacis der Rheinfront auf dem rechten Flussufer und schließlich mit jener Grenzverbesserung des Limes. Mit verstärktem Truppenaufgebot und überlegenen militärischen Befestigungswerken sollte der Versuch gemacht werden, die Reichsdefensive an der Rhein- und Limesfront durchzuführen. Daß die Front schließlich durchbrochen und nicht wiederhergestellt wurde, ist das letzte welthistorische Ergebnis der Varusschlacht.

Nicht leicht muß es einem alten Feldherrn wie Tiberius geworden sein, solche Folgerung zu ziehen. Drei von den 25 Legionen des Augustus waren in den Wäldern Germaniens zugrunde gegangen, ihre Nummern (17, 18, 19) sind niemals wieder ausgefüllt worden, die gähnende Lücke der Armeearganisation blieb dauernd ein beschämender Makel der Waffenehre, ein Vorwurf für die Monarchie, die, da sie auf der Armee beruhte, kriegerische Misserfolge viel schwerer vertragen konnte als die auf andern Grundlagen aufgebaute Republik. Wenn Tiberius trotzdem den Germanienkrieg liquidierte, so war er sich bewusst, daß die Varusschlacht ein „Wendepunkt der Völkergeschichte“ gewesen war.

Nicht ein blindes Fatum hat dem Siegesflug der römischen Adler ein Ziel gesetzt. Die Geisterstimme, die dem Drusus an der Elbe ihr „Zurück“ entgegendonnerte, ist die Stimme der Weltgeschichte. Die großen Schicksalswenden der Völker und Kulturen hängen nicht vom Zufall, von einer Persönlichkeit wie Varus und den Fehlern, die er etwa gemacht hat, ab. Hier erkennen wir die Auseinandersetzung zweier Kräfte, die in ihrem Aufeinanderprall nach dem Gesetze alles Lebens ihren innewohnenden Impulsen folgen. Da zeigt sich, welche von

beiden die stärkere ist: sie setzt der schwächeren ein Ziel. Zum ersten Male fanden die unüberwindlichen Legionen Roms ihren Meister; die Germanen selbst sahen zu ihrem eigenen Erstaunen, daß sie auf ihrem Heimatboden der Weltmonarchie gewachsen waren. Um diesen Umstand zu verstehen, muß man bedenken, daß das riesenhafte Römerreich doch auch mannigfaltige schwere Aufgaben hatte. Das große stehende Heer, das Augustus schuf, hatte von der libyschen und nubischen Wüste bis über Rhein und Donau hinaus die Grenzmarken der damaligen Kulturwelt gegen den Ansturm der primitiven Völker zu verbarrikadieren; von den Caledoniern in Schottland, den Cantabren im Baskenland bis zu den Sarmaten und Parthern reichte der Gesichtskreis des Generalstabs in Rom. Schwierigkeiten ringsherum, Gefahren, Probleme; von ihrer Bewältigung hing die innere Ruhe, hing der Bestand der Monarchie, die Dauer der römischen Herrschaft ab.

Von den 25 Legionen des Augustus waren, wie wir sahen, 8, d. h. fast ein Drittel der Gesamtarmee, an der Rheinfront festgelegt. Eine gewaltige, andauernde militärische Anstrengung, zweifellos das Maximum, das im Rahmen des Ganzen noch aufzubringen war. Man durfte weder einen Teil dieser Streitkräfte aufs Spiel setzen, wie Germanicus getan, noch dauernd über ihr Maß hinausgehen. Was Julius Cäsar mit 10 Legionen über die Gallier vermocht hatte, war kein zweites Mal mehr möglich; denn erstens beruhte die demokratische Monarchie, einmal mit den Waffen gewonnen, auf Frieden und Defensive, dann konnten die militärischen Anforderungen an diejenigen Bestandteile der Reichsbevölkerung, die für den regulären Legionendienst in Betracht kamen, nicht mehr schärfer angespannt werden; Rom war erschöpft. Augustus hatte bereits mit dem Grundsatz der Republik gebrochen, nur römische Bürger zum Legionendienst heranzuziehen, und unter Vespasian wurden, um das Herrschervolk zu entlasten, die Italiker davon ausgeschlossen.

Aber der wichtigste Grund zum Verzicht auf die Eroberung Germaniens war, daß die Germanen keine Gallier waren. Wir haben bisher die Wirkungen der Varusschlacht und ihre Voraussetzungen bei den Römern betrachtet, für die wir klarer sehen; nun bleibt uns noch ein Blick auf die Germanen. Wir werden uns knapper fassen müssen, das Material ist uns nur ungenügend bekannt, und Mutmaßungen sind da meist Redensarten. Der Unterschied zwischen den militärisch-staatlichen Zuständen bei Galliern und Germanen trotz ursprünglich fast identischer

Struktur war in der verschiedenartigen kulturellen und sozialen Entwicklung ebenso wie im Rassetypus begründet.

Die ursprüngliche Freiheit der Volksgenossen hatte bei den Galliern schon zu Cäsars Zeit längst feudalen Zuständen, dem Klientelwesen und der Herrschaft von Adel und Druidentum, Platz gemacht. Die unterdrückte, gequälte Masse sah in der nationalen Unabhängigkeit durchaus nicht das Ideal der Freiheit, das sie gegen den Fremden bis zum letzten Blutstropfen verteidigt hätte. Im Gegenteil: ihr brachten die Römer menschliche Zustände. Indem diese den Adel an ihrer Herrschaft interessierten und beteiligten — er hat sich bald romanisiert —, war eigentlich ihre Aufgabe schon getan. In den einzelnen autonomen germanischen Völkerschaften, in denen der grundbesitzende Adel der Fürstensippe noch selten vorwaltenden Einfluß errungen hatte, war die Volksgemeinde Träger der Souveränität. Hier waren Klientel und Feudalismus, wenn sich auch die Grundlagen einer dahin zielenden Entwicklung im Grundbesitz und Gefolgswesen andeuteten, noch nicht zur Grundlage des staatlichen Lebens geworden. Für den Rassetypus braucht man den bramarbasierenden gallischen Ritter, wie ihn uns Cäsar schildert, mit dem Strohfeuer seiner kriegerischen Begeisterung, ritterlich tapfer im Kampf, aber ohne nachhaltige Energie, nur mit Arminius und seinen heldenhaften Eheruskern zu vergleichen, um die Überlegenheit eines Volkes zu erkennen, in dem Führer und Volksgemeinde einig für die angestammte Freiheit kämpfen. Eigentlich ist überhaupt ein Beweis für die Überlegenheit der germanischen Rasse über die gallische überflüssig; schon seit Jahrhunderten schoben ja die Germanen die Gallier mit gewaltiger Kollektivkraft vor sich her. Gerade wegen der Wucht dieser germanischen Wanderung hatte sich in Augustus die Überzeugung befestigt, die Rheinfront Cäsars genüge nicht zur strategischen Defensive. Gegenüber einer andern Rasse wäre sie wohl zu halten gewesen.

Die Germanen waren aber politisch ebenso in ihre vielen selbständigen Völkerschaften zersplittert, wie die Gallier. Dieser Umstand war noch die einzige Rettung der Römer. Tiberius, mehr Politiker als Kriegsmann, ist der Schöpfer der klassischen Politik des Imperiums, Germanen durch Germanen zu bekämpfen. Marbod fought gegen Arminius; sein Sturz war die Folge seines militärischen Mißgeschicks. Aber hier sehen wir doch schon zwei große Konzentrationsgruppen auftreten, wie sie vorher nie in der germanischen Geschichte begegnet waren. Noch

locker und ephemer, aber doch Ansätze zu neuen Formen. Und so ist es nie zweifelhaft gewesen, daß die Rhein- und Limesgrenze für die staatliche Entwicklung der Germanen von ausschlaggebender Bedeutung geworden ist. Freilich ist durch das Verdienst von Alfons Dopsch heute die Hypothese erschüttert, die Germanen seien nun erst unter dem Zwang der neuen Verhältnisse zur Sesshaftigkeit übergegangen, indem die Römer ihren Wander- und Eroberungszügen einen Damm entgegenstellten.

In anderer Weise wurde dieser Damm wirksam. Hinter ihm begannen sich die Zwergvölkerschaften zu größeren, auf alten Kulturzusammenhängen beruhenden Verbänden zu vereinen, zu den Stämmen, die neben der im Königtum des Mittelalters verkörperten Gesamtnation die Träger unserer Geschichte geworden sind. Der Freiheitskrieg hatte die Notwendigkeit solchen Zusammenschlusses gezeigt, der Sieg hob den Nationalstolz, den Glauben an einen Erfolg. Darin liegt das moralische Moment der Varusschlacht, die tiefere Ursache, daß die Erfolge des Germanicus ein Schlag ins Wasser blieben.

Gerade die Markomannen sind die nächste größere Organisation, die — allerdings viel später, seit 166, eigentlich schon 161 — den Ansturm neu aufnimmt: der Bestand des Römerreiches steht auf des Messers Schneide. Wenige Jahrzehnte darauf zeigt sich — als wolle die Weltgeschichte den Gedanken des Augustus über die strategische Germanengrenze rechtfertigen —, daß der Wanderdrang der Germanen, was er auch immer für Ursachen gehabt haben mag, nicht vom Nachbarstaat einfach verboten und militärisch abgeriegelt werden konnte, sondern ein fester politischer Faktor war, der in die geopolitischen Voraussetzungen der Weltmonarchie und ihres Defensivwerkes so oder so als Konstante eingeseht werden mußte. Nun branden die Chatten, schon am Markomannenkrieg beteiligt, die Alemannen, bald auch die Franken an den Limes, der ihren Völkerwogen nicht standhält. Der Grenzdruck hat den Wandertrieb nur zeitweise aufgehalten und gezwungen, sich erst besser zu organisieren, dann mit stärkeren, geeinigten Massen den Weg in die Weite zu suchen. Daß auch die ostgermanische Wanderung, die schließlich die an den Rhein zurückgenommene Limesstellung in einer großartigen Umfassung vom Rücken her erschütterte — Stilicho mußte gegen die Einfälle der Germanen in Italien die Rheinarmee zurückziehen —, zu den Folgen der Varusschlacht gehört, kann man vielleicht nicht so sicher behaupten.

Wären die beiden ringenden Kräfte von umgekehrter Stärke gewesen, d. h. wäre es dem Imperium gelungen, die Elbgränze zu halten, so könnte die Phantasie sich die Folgen einer solchen Entscheidung in mannigfacher Weise ausdenken. Wie die allerdings schwachen germanischen Kräfte in den Provinzen Ober- und Niedergermanien unter römischem Kultureinfluß gekommen sind, so hätte es auch für die große Mehrheit der Germanen, die Völkerschaften zwischen Rhein und Elbe, erfolgen können. Die äußerste Möglichkeit wäre, daß die große Mehrheit der Westgermanen als Untertanen des Weltreiches gleich den Galliern romanisiert worden wäre. Diese abweichende Entwicklung wäre durch die Durchführung der Gauverfassung mit nachfolgender Städtেকultur und fester Verbindung mit dem Boden unterstützt worden. Und vielleicht wäre sogar der Einfluß Roms auf das überelbische Germanentum stark genug gewesen, um dieses wie ein Magnet anzuziehen und von dem sternschnuppengleichen Flug durch die osteuropäische Tiefebene bis zum schwarzen Meer und Balkan abzuhalten. Aber genug. Schon haben wir das Schwindelgefühl des Beobachters, der, sich in die Wolken hebend, den festen Boden unter den Füßen verloren hat. Vorrecht des Dichters ist es, etwas auszumalen, das nicht in der Wirklichkeit besteht. Heine hat ja in seinem treffsicheren Sarkasmus eine lustige Skizze solcher hypothetischer Zukunftsbilder entworfen, wie sie sich aus einem Siege des Varus hätten ergeben können (Deutschland, ein Wintermärchen, Kap. 11). Die Geschichte soll nur zeigen, wie alles gewesen ist, und begreifen, warum es so kommen mußte.

Zu den welthistorischen Folgen der Varusschlacht darf man es auch rechnen, daß römische Kultur von den beiden germanischen Provinzen aus nun ununterbrochen zu den Germanen drang und daß dieses Einströmen eben so stark war, wie es war, nicht stärker wurde, aber auch nicht aufhörte. Wir alle werden es, darf der Historiker überhaupt gefühlsmäßige Urteile abgeben, für ein Glück halten, daß jene unabsehbaren Wirkungen der Mittelmeerkultur auf unser Volkstum, wie sie die Provinz Germanien bis zur Elbe erzeugt haben könnten, nicht eingetreten sind. Aber das Bedauern, daß die Germanen überhaupt römischen Kultureinflüssen unterworfen wurden und sich nicht unabhängig entwickelt haben, beruht doch nur auf einer romantischen Konstruktion ohne historischen Wert.

Niemand vermag zu beweisen, daß sich rein isoliert, ohne die befruchtende Berührung durch das letzte Glied der alten Mittelmeerkulturen, eine echt germanische

Kultur gebildet hätte. Auch die griechische Kultur beruht doch sehr stark auf nicht nationalen, sogar vorindogermanischen, kretisch-mykenischen Grundlagen. Und die Germanen, zu denen Ausläufer römischen Kulturlebens unter allen Umständen durch keltische Vermittlung gelangen mußten, haben die fremde Gabe nicht im Sinne Spenglerscher Pseudomorphose angenommen, sondern die einzelnen Keime haben sich bodenständig und eigenartig, man kann sagen einzigartig entwickelt, ohne daß das individuelle Volkstum durch fremde Art verdrängt worden wäre. Städtisches Leben und Handwerk, von den aus den Truppenlagern erblühenden Römerstädten Rheingermaniens ausgehend, Kunst und Kunstgewerbe wie alle Handwerksübung, soziale und wirtschaftliche Lebensformen, schließlich auch das Christentum haben freilich dem deutschen Volksleben, dem deutschen Gedanken in der Welt bis zum heutigen Tage eine besondere Prägung gegeben, die sich nicht mehr hinwegdenken läßt. Aber daß diese Entwicklung vom völkischen Standpunkt aus gesehen ein Übel sein sollte, läßt sich nicht sagen. Höchstens kann es sich dabei um patriotische Gefühlswerte handeln, jeder Realität bar wie jeder praktischen Bedeutung, noch viel weniger für den Historiker zu fassen, kein Objekt historischer Erkenntnis: patriotisch-romantisches Wolfenkuckucksheim.

Der Historiker wird die Varusschlacht nicht von der Bedeutung des deutschen Volkstums für Weltkultur und Weltgeschichte trennen mögen. Ich weiß nicht, ob man sagen kann, ohne jenes entscheidungsreiche Ereignis wäre abendländisches Kulturleben auf den einzigen Weg der römischen Gesittung, der alternden und nicht mehr zeugungsfähigen, bald in greisenhafte Erstarrung langsamen Schrittes der Auflösung entgegenwankenden, beschränkt worden. Doch wird man, negativ-hypothetische Formulierung ablehnend, positiv behaupten können: die Kampftage im Teutoburger Wald haben die Wege gebahnt, die abendländisches Kulturleben seitdem bis zum heutigen Tage eingeschlagen hat.

Indem die von der römischen Kultur befruchteten Germanen ihrerseits auf die letzte, immerhin noch reproduktive und höchst repräsentative Form des Römertums einwirkten, schufen sie die eigentümlichen und noch in der Gegenwart wirksame Welt des Romanismus, der mit dem Germanentum in stetem geistigen Austausch den romanisch-germanischen Kulturkreis im Sinne von Ranke hervorbrachte. Auf romanisch-germanischer Wechselwirkung beruht das Mittelalter; aus ihm gingen die selbständigen, nationalstolzen und doch so innig verwandten

europäischen Kulturvölker der Neuzeit hervor, deren Leben bis jetzt immer noch den Fortschritt der Weltkultur bedeutet. Mag die Zukunft lehren, ob russischer, bis vor kurzem eine Pseudomorphose abendländischer Kultur darstellender Eigenentwicklung oder japanischer Eigenart eine Mitwirkung an späteren Gestaltungen der Weltseele beschieden sein wird, ob die Statik des Orients je zu dynamischer Kraft aufzuleben vermag: die großen Fortschritte des menschlichen Geistes, der romanisch-germanische Kulturkreis und seine Erben, die europäischen Kulturen rechnen ihre Geburtsstunde von jenem Spruch der Waffen, der in der Varusschlacht für germanische Freiheit entschied.
